

*Die Handlung und die handelnden Personen  
in diesem Roman sind frei erfunden.*

*Alle eventuell auftretenden Ähnlichkeiten mit lebenden  
oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.*

I

Kein Absender. Sondermarke. Ungläubig hielt Martina Maybach das Kuvert in der Hand. Dieser weiße Umschlag. Ihre Neugier war erwacht. Sie misstraute dem unerwarteten Schreiben.

Eine Vorahnung flüsterte ihr zu: Ganz gleich, was in dem Brief steht, es wird in dein Leben einbrechen.

Skeptisch besah sie sich noch einmal die Anschrift, dann blickte sie aus dem Fenster, in das Dunkel des Winterabends hinein. Draußen begann es sacht zu schneien.

Von Wurfsendungen und gelegentlichen amtlichen Schreiben abgesehen, hatte sie seit langer Zeit keinen Brief erhalten. Nicht einmal erinnern konnte sie sich daran. Unruhig ging sie drei, vier Schritte vor dem großen Fenster ihres Wohnzimmers auf und ab. Niemand fiel ihr ein, der ihr eine persönliche Nachricht hätte schicken können.

Adressiert war der Brief an Martina Bechler. Die Briefträgerin musste ihren alten Namen noch kennen, sonst wäre der Umschlag gar nicht bis in ihren Kasten gelangt. Der Absender hingegen schien nicht zu wissen, dass sie ihren Mädchennamen seit langem wieder angenommen hatte. Das war kurze Zeit nach dem Tod ihres Mannes geschehen. Friedrich war im Herbst des Jahres 1982 während eines Abenteuerurlaubs in den argentinischen Anden mit dem Auto in eine tiefe Schlucht gestürzt.

Martina erinnerte sich, einmal davon gehört zu haben, dass Postsendungen in der Ecke irgendeines Postdienstzimmers liegen geblieben waren und den Empfänger erst nach Jahrzehnten erreicht hatten. Um das Aufgabedatum erkennen zu können, hob sie den Brief hoch, nahe vor die starken Gläser ihrer Brille. 08.01.92. Der Brief war nur zwei Tage unterwegs gewesen. Aufgabeort Berlin. Das schürte Neugier und Mißtrauen in ihr.

Dann legte sie den Brief auf das Tischchen neben ihren Sessel, um sich auch heute ihren selbst auferlegten Pflichten hinzugeben.

Martina Maybach lebte seit früher Jugend allein, und auch in der kurzen Zeit ihrer Ehe hatte es keine gemeinsame Wohnung gegeben.

Nach dem Tod ihres Mannes hatte sie sich ihren gewohnten Alltag so regelmäßig eingeteilt, als würde er von einer inneren Uhr bestimmt, auf die sie ohne Einfluss war und die eine strenge Unterordnung von ihr forderte. Dabei hatte sie diese Uhr selbst konstruiert, die Ziffern eigenhändig aufgemalt, ihnen Ort und Zeit zugeordnet und einen Rang gegeben. Auch die Geschwindigkeit, mit der sich die Zeiger drehten, hatte sie selbst festgelegt.

Fast zehn Jahre lief das Uhrwerk nun schon, nie war es nötig gewesen, es aufzuziehen oder es gar neu zu stellen. Erkennbar das Leben einer Witwe zu führen, einer jungen Witwe von fünfundvierzig Jahren, die auch nach so langer Zeit stets ihres verstorbenen Mannes gedachte, war ihr heilig. Nach Friedrich Bechler sollte es keinen anderen Mann mehr in ihrem Leben geben.

Noch einmal blickte sie zu dem Umschlag hin, dann ging sie hastig aus dem Wohnzimmer, um endlich zu tun, was sie jeden Tag gewissenhaft tat, wenn ihr Dienst im Archiv des Finanzministeriums in Bonn beendet und sie

in ihre kleine Wohnung nach Bad Godesberg zurückgekehrt war. Auf das Gleichmaß ihrer Gewohnheiten war Martina Maybach stolz, ein Faden, an dem sich ihr Leben in unveränderlichem Rhythmus abspulte.

Das Ende ihrer Tätigkeit als Sekretärin im Büro des Staatssekretärs, kurz nach dem tödlichen Unfall ihres Mannes, hatte ihr geholfen, sich einzurichten bis in die feinsten Nuancen des Alltags hinein. Der Staatssekretär war abgelöst worden, man hatte ihr eine Stelle im Archiv angeboten und ihr nachdrücklich bedeutet, die vorgeschlagene Position tunlichst anzunehmen. Für die Versetzung hatte es weder fachliche noch parteipolitische Gründe gegeben, davon war Martina Maybach noch heute überzeugt. Der neue Staatssekretär bringt seine Sekretärin mit, das war die auch ihr gegenüber übliche Sprachregelung.

Die Neue war ganz anders als sie: schmal in den Hüften, schwunghafter Gang. Stets ein nichtssagendes, gefälliges Lächeln im Gesicht, und natürlich ohne Brille mit dicken Gläsern, hinter denen die Augen, wenn sie aufgeregt war, wie in Kugellagern rollten.

Ohne Groll hatte sie ihr Arbeitsgebiet an die Neue übergeben, waren doch ihre Gedanken noch immer bei ihrem toten Friedrich. Die neue Tätigkeit gefiel ihr. Im stillen Archiv erteilte ihr niemand Befehle. Extradienste oder gar Überstunden gab es für sie nicht. Ein Tag verlief wie der andere. Wenn es sie gelegentlich überkam, aus ihrem gewohnten Tagesablauf auszuscheren, steuerte sie umso heftiger dagegen an.

Jeden Tag aß sie pünktlich um neunzehn Uhr zu Abend. Vorher absolvierte sie zehn Minuten spezielle Rückengymnastik, danach duschte sie und zog sich um. Sie deckte den Tisch stilvoll und bereitete das Abendbrot sorgfältig

zu. Meist leistete sie es sich, nach originellen Rezepten zu kochen, Zubereitung und Verzehr des Abendbrotes bildeten für sie einen zeremoniellen Höhepunkt des Tages. Der Aufwand entsprach meist einem kleinen Gastmahl, nicht üppig zwar, was die Anzahl der Gänge und die Menge der Speisen betraf, aber ein wenig tat sie so, als säße sie nicht allein am Tisch. Mal schlüpfte sie in die Rolle der Köchin, mal spielte sie die Gastgeberin. Besonders in der Position des imaginären Gastes fühlte sie sich wohl, und nicht selten beendete sie die Mahlzeit mit den Worten: »Vorzüglich, Frau Maybach! Wirklich vorzüglich!«

Allein mittwochs erlaubte sie sich eine Unterbrechung. Da fastete sie und nahm nur Wasser oder Obstsaft zu sich. Doch auch die für den Abend bestimmte, immergleiche Ration trank sie genau zur gewohnten Zeit.

Der überraschende Brief war an einem Dienstag eingetroffen. Einfluss auf ihr Menü hatte er nicht: Was sie an diesem Abend essen würde, hatte sie schon eine Woche zuvor in ihrem individuellen Speiseplan festgelegt: Israelische Avocado, garniert mit einem am Vortag zubereiteten Krabbencocktail. Vollkorntoast, zwei Scheiben, dazu zwei Gläser trockener Moselwein, Mineralwasser. Sie kaufte immer israelische Avocados, niemals solche anderer Herkunft. Sie holte sie immer beim gleichen Händler, dessen Laden sie jeden Sonnabendvormittag betrat, um ohne Hast Obst und Gemüse für die folgende Woche auszuwählen.

Während sie das Essen zubereitete, kreisten ihre Gedanken – gegen ihren Willen – um den Brief. Die Avocadoscheiben fächerartig auf den Teller zu legen, wollte ihr schwer gelingen. Als sie am Tisch saß, das Glas füllte und dabei etwas Wein verschüttete, gab sie auf.

Unter der Deckenleuchte stehend, las sie den Brief. Eine Seite, keine dreißig Zeilen. Als sie fertig war, nahm

sie ihre Brille ab, blickte gedankenverloren aus dem Fenster in den Winterabend, setzte die Brille wieder auf und las alles noch einmal.

Verwirrt ließ sie sich in ihren Sessel fallen, sagte laut »Ach, Friedrich« und schloss die Augen. Es waren immer die gleichen Bilder, die sie überflogen, wenn sie sich unverhofft an ihn erinnerte.

Die Schlucht im Hochgebirge. Sie stand dort, allein, umgeben von nackten und drohenden Felsen. Sie schaute gebannt nach oben und wartete. Da tauchte der riesige Vogel auf. Ein Kondor, das wusste sie. Ganz weit oben kreiste er, als wären nicht die Berge der Anden, sondern das unendliche Blau des Himmels seine Heimat. Im Sturzflug stieß er nach unten, näherte sich. Ihr Atem stockte. Bevor er sie erreichte, krümmte der Vogel seine Schwingen und fing sich mit flatterndem Schlag ab, streckte sein Gefieder und glitt segelnd am Grund der tief eingeschnittenen Schlucht entlang. Martinas Blicke folgten ihm. Der Vogel suchte das ausgetrocknete Flussbett ab. Dann wendete er, schlug ein paar Mal mit seinen Schwingen als wäre er unzufrieden, und kehrte zurück. Wieder flog er ganz nah an ihr vorüber. Sie sah den gekrümmten Schnabel, die zum Griff gespreizten Krallen. Keine Beute. Auch kein Aas auf dem Grund der Schlucht dachte sie erleichtert.

Dann fiel ihr der Abschied von ihrem Mann ein. Wie hätte sie wissen sollen, dass er für immer sein sollte.

Flughafen Frankfurt Main. Fast Mitternacht. Letzter Aufruf für die Passagiere des Fluges nach Buenos Aires. Er verabschiedete sich inniger als sonst. Alles Notwendige und Wichtige war gesagt. Auf die üblichen Scherze, die den Abschied erleichtern sollten, verzichtete er. Sie wartete auf den Abschiedsblick, der für sie stets bedeutsamer

war als alles Reden. Er eilte zum Check in. Doch dann, kurz vor der Tür zur Passkontrolle, er hatte sein Kabinengepäck schon wieder in der Hand, drehte er sich noch einmal um. Sie war ihm gefolgt, so weit es die Abspernung erlaubt hatte, und stand ihm gegenüber. »Ich fahre ... also, ich fahre nun«, sagte er langsam, und als ob er zu sich selbst spräche, fügte er hinzu: »... um den Kondor zu sehen!« Aber er schaute ihr nicht in die Augen, verlegen schlich sein Blick an ihr vorbei.

Martina Maybach spürte mehr als damals: diese Worte waren ein wirklicher Abschied gewesen.

Sie las den Brief ein drittes Mal:

*Guten Tag, Frau Bechler,  
von einem Unbekannten einen Brief zu erhalten, ist nichts Alltägliches. Trotzdem, bitte, lesen Sie weiter!*

*Meinen Namen, ich heiße Herbert Gabler, werden Sie vielleicht nicht zuordnen können. Kann aber auch sein, ihr Gatte, der Friedrich, hat irgendwann einmal über mich gesprochen. Wir waren für kurze Zeit befreundet.*

*Ich nehme an, dass Sie dieser Brief nach so langer Zeit verwundert. Sollten Sie ihn als Zudringlichkeit empfinden, so kann ich mich nur entschuldigen. Lassen Sie doch einfach die Neugier siegen. Es liegt wirklich nicht in meiner Absicht, Sie zu belästigen.*

*Es wäre einfach, jetzt viel zu erzählen, über mich, warum ich Ihnen schreibe oder gar, wie ich die Welt sehe. Nicht in diesem ersten Brief. Manches verlangt Zeit, viel Zeit vielleicht, und ich hoffe, öfter mit Ihnen korrespondieren zu dürfen.*

*›Was will der? Briefe mit mir wechseln?‹ fragen Sie nun erstaunt.*

*Ja, ich wünsche mir, Gedanken mit Ihnen auszutauschen. Über Friedrich, zum Beispiel. Wir kannten ihn beide. Ein sonderbarer Wunsch, zugegeben, doch mir wäre daran gelegen.*

*Oder ... schlagen Sie mir bitte vor, worüber wir uns schreiben wollen.*

*Über Ihr Leben vielleicht?*

*Bitte stimmen Sie zu. Bitte schreiben Sie mir!*

*Ich grüße Sie freundlich.*

*Herbert Gabler*

*PS:*

*Schreiben Sie bitte an die folgende Adresse:*

*Herbert Gabler, PSF 201, Postamt W-1058 Berlin.*

*Bitte schreiben Sie mir!*

Erregt sprang Martina Maybach auf. Das Blatt fiel auf den Boden. Sie griff hastig nach dem Weinglas und kippte den Inhalt auf einmal hinunter, verschluckte sich, hustete und geriet außer Atem. Was will dieser Mann? Wer ist er überhaupt? Herbert Gabler? Wer soll das sein? Friedrich, wer ist dieser Herbert Gabler? Was will der von uns?

Wieder ließ sie sich in den Sessel fallen und schloss die Augen.

Die steinige Schlucht, vom Blau des Himmels überdacht, vom reißenden Wasser des Flusses zerschnitten, der steile Hang, der schmale Passweg im nackten Fels. Martina kletterte verzweifelt.

Weit oben ihr Mann hinter dem Lenkrad. Er balancierte das Auto gefährlich nahe an den Abgrund heran, immer näher. Schon sah sie sein Gesicht. Sie schrie. Er hörte sie nicht.